

BAUNETZWOCHE #487

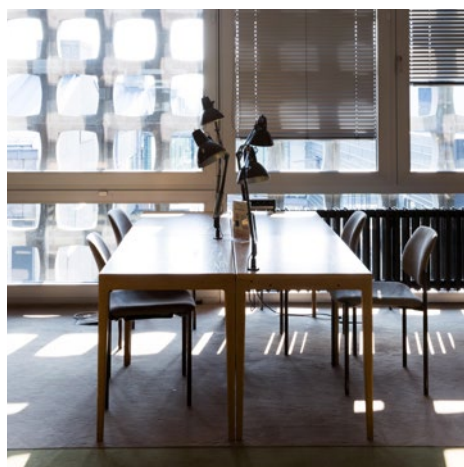
Das Querformat für Architekten

13. April 2017



DIESE WOCHE

Die Nachkriegsmoderne spaltet noch immer die öffentlich Meinung: Das Spektrum zwischen „Bauwirtschaftsfunktionalismus“ und „geliebte Betonmonster“ ist groß. In Potsdam protestieren Bürger gegen den geplanten Abriss der Fachhochschule, um die Zukunft des Rathauses Elmshorn streiten Denkmalfleger und Stadtverwaltung und beim Weiterbau der Medizinischen Hochschule Hannover spielt die Architektur- und Planungsgeschichte eigentlich keine Rolle. Gerade der Aspekt des heutigen Gebrauchs eröffnet allerdings Chancen zum Fortbestehen der Nachkriegsmoderne.



6 Architekturen des Gebrauchs

Im Nutzungsalltag zeigt die Moderne der Sechzigerjahre wahre Größe

Von Dina Dorothea Falbe

3

Architekturwoche

4

News

22 Kleinteilige Räume statt politischer Geste

Interview mit den Architekten Hartwig Ebert und Hiltrud Berndt zur Fachhochschule am Alten Markt in Potsdam

27

Tipp

28

Bild der Woche

Titel: Blick von der FH Potsdam zum rekonstruierten Stadtschloss

oben: Bibliothek der Medizinischen Hochschule Hannover

Fotos: Christopher Falbe

Das Dossier beruht auf einem Buchprojekt, das gerade über Crowdfunding finanziert wird: www.startnext.com/architekturen-des-gebrauchs

Diese Ausgabe wurde ermöglicht durch:

JUNG

Keine Ausgabe verpassen mit dem Baunetzwoche-Newsletter.
Jetzt abonnieren!



Foto: Marta Minujín Archive

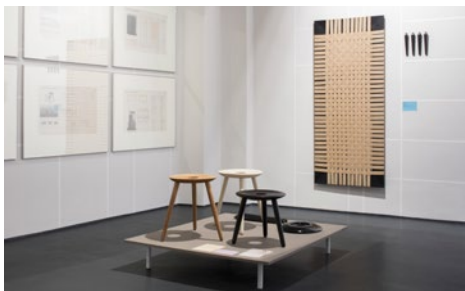
SAMSTAG

Die Rekonstruktion einer Rekonstruktion: In der Architekturwelt würde man das als einen rückwärtsgewandten Ansatz abtun. Es geht allerdings um eine künstlerische Arbeit. Für die Documenta 14, die am Samstag in Athen eröffnet wurde, gab der Kurator Adam Szymczyk der Konzeptkünstlerin Marta Minujín den Auftrag, ihre 1983 in Buenos Aires realisierte Arbeit „Parthenon of Books“ – die den Tempel aus mehr als 20.000 während der argentinischen Militärdiktatur verbotenen Büchern nachbaut – in Kassel neu zu errichten. Diese Rekonstruktion der Rekonstruktion kann man als Spiegel des kuratorischen Konzepts Szymczyks lesen. Kritischen Stimmen zufolge haftet auch ihm der fahle Beigeschmack an, den die Rekonstruktion bei Architekten verursacht. So schreibt der Kunstkritiker Boris Poffalla in der FAS, Szymczyk würde „den Kuratorenjob nicht mit dem Aufspüren des Zukünftigen, sondern mit dem Ausgraben von Vergangenheiten“ definieren. Andere feiern Szymczyks Bruch mit zeitlichen und räumlichen Kontinuitäten, wie durch die Verdoppelung der Großausstellung, als kleine Revolution. Jeder Künstler sollte zwei Arbeiten entwickeln – eine für Kassel, eine für Athen. Vielleicht steckt hinter dem Rückgriff auf ältere Arbeiten ein ganz profaner Trick, um dieses Arbeitspensum zu bewerkstelligen? *df*

NEWS

NEUE WOHNKONZEPTE

AUSSTELLUNG IN BERLIN



Ausstellungsansicht, Foto: Katrin Greiling

Die Stadt war noch eine Ruine, als sich die Protagonisten des Deutschen Werkbundes nach Kriegsende ans Werk machten: Neue Wohnkonzepte waren angesichts der Zerstörungen nicht nur eine Notwendigkeit, sondern sie wurden als große Chance für gesellschaftliche Veränderungen gesehen. Es sei ein günstiger Augenblick, um einer wirklich kulturell hochstehenden Wohnform den Weg zu bereiten, so Lilly Reich. Es müssen aufregende Zeiten gewesen sein, wie man nicht zuletzt anhand der vielfältigen Materialien sieht, die aktuell in der Ausstellung „gern modern?“ im Berliner Museum der Dinge zu sehen sind. Ein Begleitprogramm stellt außerdem den Bezug zur Gegenwart her.

Bis 26. Juni 2017

www.museumderdinge.de

ALLE WOLLEN WOHNEN

KATALOG VORGESTELLT



Die Ausstellung in Köln, Foto: Claudia Dreyse

Nach Köln ziehen die Leute, das Bergische verlassen sie – wo und wie man in Deutschland lebt, unterliegt gerade einem starken Wandel. Was macht in dieser Situation nun „gutes Wohnen“ aus – und wie ist es finanzierbar? Diese Fragen warf im letzten Jahr eine Ausstellung des M:AI in Köln auf, die nun noch einmal in Düsseldorf zu sehen war. Dort wurde auch der Katalog zum Projekt vorgestellt, der im Jovis Verlag erschienen ist. Wie schon in der Ausstellung wird darin die Wohnungsfrage mit Blick auf den sozialen Zusammenhalt unserer Gesellschaft umfassend diskutiert – anhand von historischen Beispielen ebenso wie mit Blick auf aktuelle Konzepte, flankiert von Essays und Fachbeiträgen.

www.jovis.de

FALTLANDSCHAFT

OBJEKT IM BAUNETZ WISSEN



Das Wahrzeichen des Wiener Hauptbahnhofs ist ein aluminiumbekleidetes, rhythmisch strukturiertes Dach, das sich im Westen rautenförmig auffaltet und im Osten streifenförmig ausläuft. Die Bewegungen der geometrischen Dachstruktur, das seitliche Ausdehnen und Komprimieren erzeugt ein dynamisches Raumerlebnis darunter. Geplant wurde der Verkehrsknotenpunkt durch das Architektenteam Hotz/Hoffmann – Wimmer, verantwortlich für das Rautendach ist das Zürcher Architekturbüro Theo Hotz Partner. Die Gleisanlagen sind als Brückentragwerk in sieben Metern Höhe über dem Stadtgrund errichtet. Den Reisenden eröffnet sich ein weiterer Blick über die neuen und alten Stadtquartiere der Umgebung.

baunetzwissen.de/geneigtes-dach

DISCREET VIOLENCE

AUSSTELLUNG IN ZÜRICH



Foto: Gérard Beauvais / SCA / ECPAD

Dissertationen ziehen oft hochinteressante Ausstellungen nach sich. Denn viele Forscher graben Bildmaterial aus, das bisher weitgehend unbekannt war. An der ETH Zürich kann man nun Fotos und Filme sehen, die das französische Militär während des Algerienkriegs 1954-62 produziert hat und die deutlich machen, welche Rolle Planung und Architektur im Kampf gegen die nationale Unabhängigkeitsbewegung spielten. Eindrucksvoll legt die von Samia Henni kuratierte Ausstellung mit dem Titel *Discreet Violence. Architecture and the French War in Algeria* dar, welche engen Beziehungen damals zwischen Architektur, militärischen Maßnahmen, Kolonialpolitik und visueller Propaganda herrschten. Bis 3. Juni 2017

ausstellungen.gta.arch.ethz.ch

 JUNG
Architekturgespräche

JUNG

COMPETITION

18. Mai 2017, Stuttgart

JUNG.DE

ARCHITEKTUREN DES GEBRAUCHS

IM NUTZUNGSALLTAG ZEIGT DIE MODERNE DER
SECHZIGERJAHRE WAHRE GRÖSSE

ARCHITEKTUREN DES GEBRAUCHS

IM NUTZUNGSALLTAG ZEIGT DIE MODERNE DER SECHZIGERJAHRE WAHRE GRÖSSE

VON DINA DOROTHEA FALBE
FOTOS: CHRISTOPHER FALBE

Ganz Deutschland scheint sich auf das 100. Bauhausjubiläum vorzubereiten. In Weimar und Dessau werden Museen gebaut, zahlreiche Veranstaltungen fragen nach einem aktuellen Bezug damaliger Ideen. Der Name der Schule steht wie kein zweiter für „die Moderne“, auf der ganzen Welt findet man Anhänger und Gegner – dabei scheint jeder ein eigenes Bild vom „Bauhaus“ zu haben. Die Rezeption moderner Ideen variiert genauso wie deren Bewertung. Eigentlich galt die Moderne bereits als gescheitert. In den Siebzigern wurde dem sozialen Wohnungsbau in Pruitt-Igoe und dem „Bauwirtschaftsfunktionalismus“ (Heinrich Klotz) der Abschied erteilt.

Die Nachkriegsmoderne spaltet noch heute die Meinungen, gleichzeitig werden immer mehr Gebäude aus dieser Zeit zum Baudenkmal erklärt. Man sagt, es sei eine Generationenfrage: Vor allem jüngere Menschen fühlen sich von dieser Architektursprache angesprochen, während ihre Eltern diese häufig ablehnen. Initiativen wie Fuck Yeah Brutalism oder SOS Brutalism rufen zur Rettung „geliebter Beton-Monster“ auf. Diese bildgewaltigen Blogs zeigen, dass diverse Baubeispiele inzwischen eine Patina aufweisen, die sich zur Romantisierung eignet. Der Zahn der Zeit nagt auch am unerschütterlichen Optimismus des Wiederaufbaus. Wie war das damals eigentlich?

In der Medizinischen Hochschule Hannover: sichtbarer Stahlbetonskelettbau, ausgefacht mit Ziegeln





Eine Situation in der weitläufigen Erschließung der MHH



Wie eine Maschine – die vielen Gebäude der MHH sind durch Gebäudebrücken und Stege vernetzt. Hier hat sich die Planung wohl zwischenzeitlich geändert...

Der Aufbau schuf attraktive Möglichkeiten für Architekten, die im Umfeld großer moderner Ideen und der gleichzeitigen formalen Suche nach Identität ausgebildet worden waren. Man einigte sich auf eine „unbelastete“ moderne Formensprache, indem man die klassizistischen Monumentalbauten Albert Speers als Naziarchitektur denunzierte. Bei näherem Betrachten war dies jedoch keine einfache Rückbesinnung auf die Ideen des Bauhauses.

Die Charta von Athen von 1933, die sich in der Nachkriegszeit durchsetzen sollte, war nicht der erste städtebauliche Tabula-Rasa-Ansatz. So hatte beispielsweise der Architekt Konstanty Gutschow bereits Ende der Dreißigerjahre Pläne für die grundlegende städtebauliche Neugestaltung Hamburgs vorgelegt. Das Thema monumentaler Achsen in einer als Gesamtkunstwerk wahrgenommenen Stadt, das er hier für den Nationalsozialismus überhöhte, entstammte jedoch einem internationalen Städtebaudiskurs, der – wie bei Werner Hegemann – auch linksliberale Konnotationen haben konnte.

Der ökonomische Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg war zwar ein europäisches Phänomen, galt aber als „Wirtschaftswunder“ im deutschen Selbstverständnis als Basis eines nationalen Selbstbewusstseins – nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Politik der sozialen Marktwirtschaft. Nach einer Phase der Bescheidenheit in den Fünfzigerjahren gewannen ambitionierte Planungen größeren Maßstabs die Oberhand. Nach Wohnungen und beispielhaften Kulturbauten sollte zunehmend das Alltagsleben auf fortschrittliche Weise neu gestaltet werden. Eine Technisierung der Bauprozesse, die experimentelle Verwendung von zum Teil noch unbekannten Baumaterialien und der internationale Austausch auf unterschiedlichen Ebenen spiegeln sich in der Architektur wider.

In dieser Tradition stand auch die Stinallee in Berlin – insofern verwundert es kaum, dass das Städte- und Wohnungsbauprojekt der frühen DDR internationale Architekten beeindruckte. Hier wurde laut Dirk Schwiegergroll deutlich, dass die Form einer Architektur nicht eindeutig mit einer bestimmten Ideologie verbunden ist, sondern die gesellschaftliche Bedeutung erst in der Wahrnehmung entsteht. Die Frage ist: Schafft es die Politik, die Form in den Dienst zu nehmen, um einen wirkungsvollen Mythos zu erschaffen, mit dem sich die Menschen identifizieren?

VOM WOHLFAHRTSSTAAT ZUM UNTERNEHMEN – DIE MEDIZINISCHE HOCHSCHULE HANNOVER

Aufgrund seiner Arbeit im Nationalsozialismus wurde Konstanty Gutschow selbst zwar mit keinem Wiederaufbauprojekt betraut, doch es war sein ehemaliger Mitarbeiter Rudolf Hillebrecht, der als Stadtbaurat das vom Spiegel 1959 so betitelte „Wunder von Hannover“ vollbrachte. Sein Städtebau gilt als eine der konsequentesten Überplanungen gewachsener städtischer Strukturen. Hillebrecht forcierte den konsequenten Verzicht auf Symmetrie und Ornament in der Architektur. Nicht wenige Gebäude wurden von Architektenteams direkt in den Ämtern entworfen. An die Stelle baukünstlerischer Gesten trat ein funktionalistischer Blick auf die Stadt.



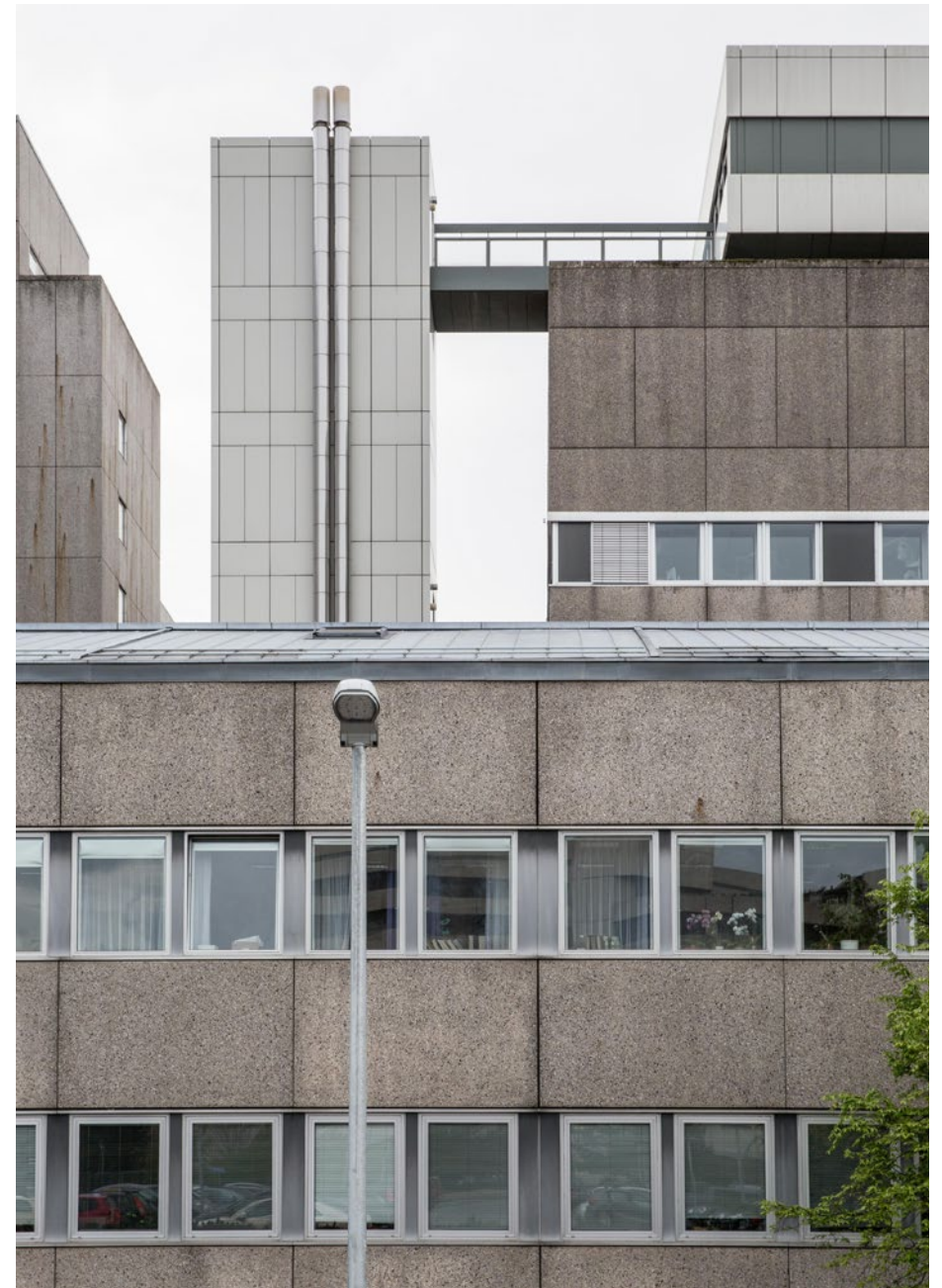
Betonlabyrinth der Medizinischen Hochschule Hannover
links: eine Bank im Nirgendwo
rechts: Eingang zur Hochschulbibliothek

Erklärtes Ziel der nachkriegsmodernen Architektur war eine Rationalisierung, die die Abgrenzung von den mythischen Verklärungen des Nationalsozialismus ermöglichen sollte. Die moderne Medizin steht für die Überwindung unwissenschaftlicher Mythen und für die Befreiung vom Aberglaube – eine Rolle, die sie im Zuge der Aufklärung gewonnen hatte. In welcher Bauaufgabe hätte sich diese Rationalisierung also besser umsetzen lassen als im Krankenhausbau? Konstanty Gutschow fand in der Nachkriegszeit im Gesundheitswesen ein neues Betätigungsfeld. Gemeinsam mit seinem Kollegen Godber Nissen baute er zahlreiche funktionalistische Krankenhäuser. Ein besonders eindrucksvoller Komplex ist die Medizinische Hochschule Hannover.

Einer Empfehlung des Wissenschaftsrates der Bundesrepublik folgend, wurde Anfang der Sechzigerjahre mit den Planungen einer „Medizinischen Akademie“ in Hannover begonnen. Als nie dagewesene Konzentration medizinischer Forschung und Lehre sollte sie eines von vielen neuen Stadtzentren in Hannover werden – Gutschow sprach von einer „städtegestaltenden Führungsrolle“ öffentlicher Funktionsbauten wie Krankenhäuser und Universitäten. Bildung und Wissenschaft sollten die Entnazifizierung, die Umerziehung der breiten Bevölkerung zum demokratischen Bürger unterstützen.

Allerdings glaubte man auch bis in die Siebzigerjahre hinein an die kartesische Dichotomie: Man ging davon aus, dass Körper und Seele getrennte Welten seien. Deshalb, schreibt Cor Wagenaar, legten die Planer der funktionalistischen Krankenhäuser dieser Zeit wenig Wert darauf, wie sich die Patienten während ihres Krankenhausaufenthalts fühlen. Die Rationalisierung, die die Akteure der damaligen Zeit als Befreiung von den gesellschaftlichen Mythen des Nationalsozialismus empfunden haben mögen, wurde später kritisiert als bekannt wurde, dass psychische Faktoren einen messbaren Einfluss auf die physische Gesundheit haben.

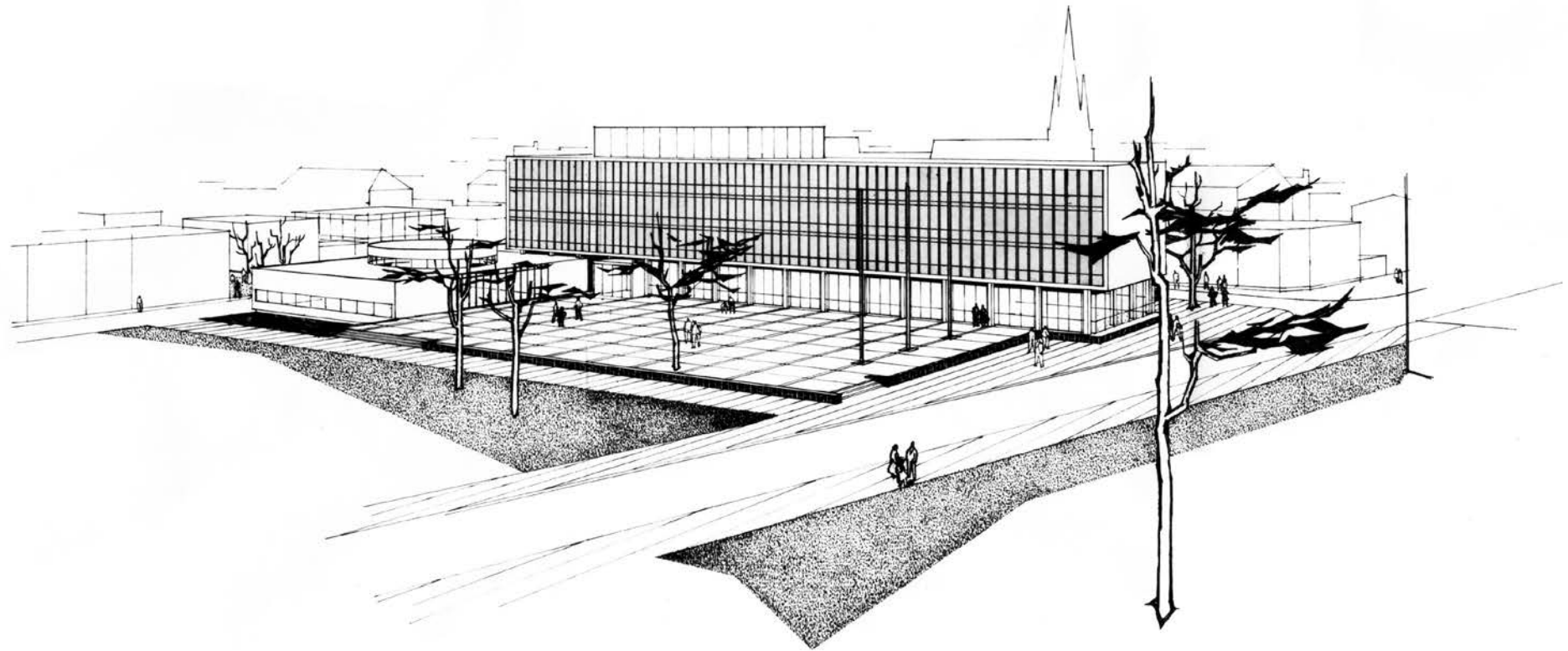
Das riesige, funktionale Waschbeton-Labyrinth der Medizinischen Hochschule Hannover wird trotz gestalterischer Bemühungen im Detail nicht als angenehmes Umfeld wahrgenommen. So konnte sie sich nicht – wie von Gutschow gewünscht – als Wohnstandort etablieren. Trotzdem entwickelt sich die MHH gemäß dem



Waschbeton und nachträgliche Erweiterungen – Die ursprünglichen Gestaltungsmerkmale der MHH sind noch präsent, verschwinden aber in der baulichen Erneuerung Schritt für Schritt



Lichthof im Rathaus Elmshorn



Wettbewerbszeichnung von Dieter Rogalla und Hans Mensinga für das Rathaus Elmshorn, Quelle: Hamburgisches Architekturarchiv

Konzept einer Stadt in der Stadt mit vielseitigen Funktionen stetig weiter. Auf dem Gelände entstehen nicht nur neue Spezialkliniken und Laborgebäude, sondern auch Möglichkeiten zum Einkaufen und zur Kinderbetreuung. Im Zuge der ständigen baulichen Erneuerung geht die ursprüngliche architektonische Gestaltung verloren. Als eine „Architektur des Gebrauchs“ wird ihre Gestalt durch pragmatische Entscheidungen bestimmt. Das „wohlfahrtsstaalich“ geplante Kompetenzzentrum ist heute zu einem erfolgreichen Unternehmen geworden. Die „städtegestaltende Führungsrolle“ der Forschungsbauten scheint sich nun vor einem anderen politischen Hintergrund zu bestätigen.

Sowohl im Wohlfahrtsstaat, der als Konzept für ganz Europa zu dieser Zeit bestimmend war, als auch im Sozialismus war Architektur als gesellschaftliche Aufgabe definiert und vom Staat planerisch reguliert beziehungsweise umgesetzt. Ausgehend von der Ethik des jeweiligen gesellschaftspolitischen Systems nahm man die umfassende Planung und Gestaltung der alltäglichen Lebensumwelt „am Reißbrett“ in bisher ungekanntem Maßstab vor – scheinbar unabhängig von der Geschichte und dem Kontext der gewachsenen Stadt. So entstanden viele öffentliche Zweckbauten mit Gestaltungsanspruch, die durch ihre Kapazität bis heute bedeutend sind.



STREIT UM EIN DENKMAL – DAS RATHAUS ELMSHORN

Die Konsequenz, mit der die Rationalisierung von Gesellschaft und Architektur in den Sechzigern verfolgt wurde, führte zu einem Mangel an emotionalen Qualitäten in den entstandenen Lebensräumen – sagen die Kritiker. So empfinden es wohl auch die Mitarbeiter der Stadtverwaltung in Elmshorn. Das dortige Rathaus ist mit seiner filigranen Pfosten-Riegel-Fassade und anspruchsvoller Gestaltung bis ins Detail ein bemerkenswertes Zeugnis seiner Zeit. Klimatische Probleme, die durch die experimentelle Baukonstruktion für Gebäude dieser Zeit typisch sind, veranlassten die Stadtverwaltung zur Planung einer Fassadensanierung. Da diese das Erscheinungsbild des Rathauses völlig verändert hätte, regte Dieter Rogalla, der das Haus Anfang der Sechzigerjahre gemeinsam mit Hans Mensinga entworfen hatte, erfolgreich eine Unterschutzstellung an. Die Denkmalpflege setzte sich für einen alternativen Sanierungsentwurf ein, dem die Stadt nicht zustimmen wollte. Bürgermeisterin und Stadtverwaltung sahen die ästhetischen Werte, die die Denkmalpfleger dem Gebäude attestiert hatten, nicht. Nun soll es einen Neubau geben.

Für den Platzmangel ist die Stadt, die das Raumprogramm vorgab, selbst verantwortlich. Auch wurde die Wartung vernachlässigt, man hätte die Architektur besser pflegen können. Die Ablehnung der Architektur durch die Nutzer kann aber noch eine weitere Ursache haben als Abnutzung und schlechtes Raumklima. Ulrich Höhns berichtete 2012 in der Bauwelt über den Denkmalstreit. Er schrieb, das Gebäude illustriere „den Wechsel von der spielerischen Leichtigkeit der fünfziger Jahre hin zur strukturellen Härte in der Architektur der sechziger Jahre“.

Vielleicht fühlen sich die Nutzer unverstanden, wenn die Denkmalpflegerin Astrid Hansen in einer Rede im Rathaus sagt: „In den Ecken aufgestellte Pflanzen bereichern das Haus nicht, sondern lassen seine Besonderheiten immer weniger erkennen.“ Aus Sicht der Nutzer sind die aufgestellten Pflanzen ein Versuch, sich in der „harten“ Architektur einzurichten, sie sich anzueignen. Die Denkmalpflege hingegen legt Wert auf die gestalterische Einheit, die Dieter Rogalla auf allen Maßstäben „bis hinunter zum Aschenbecher“ gewahrt wissen wollte.

Der Nebeneingang zum Rathaus sieht unbenutzt aus, die filigrane Fassade ist in schlechtem Zustand

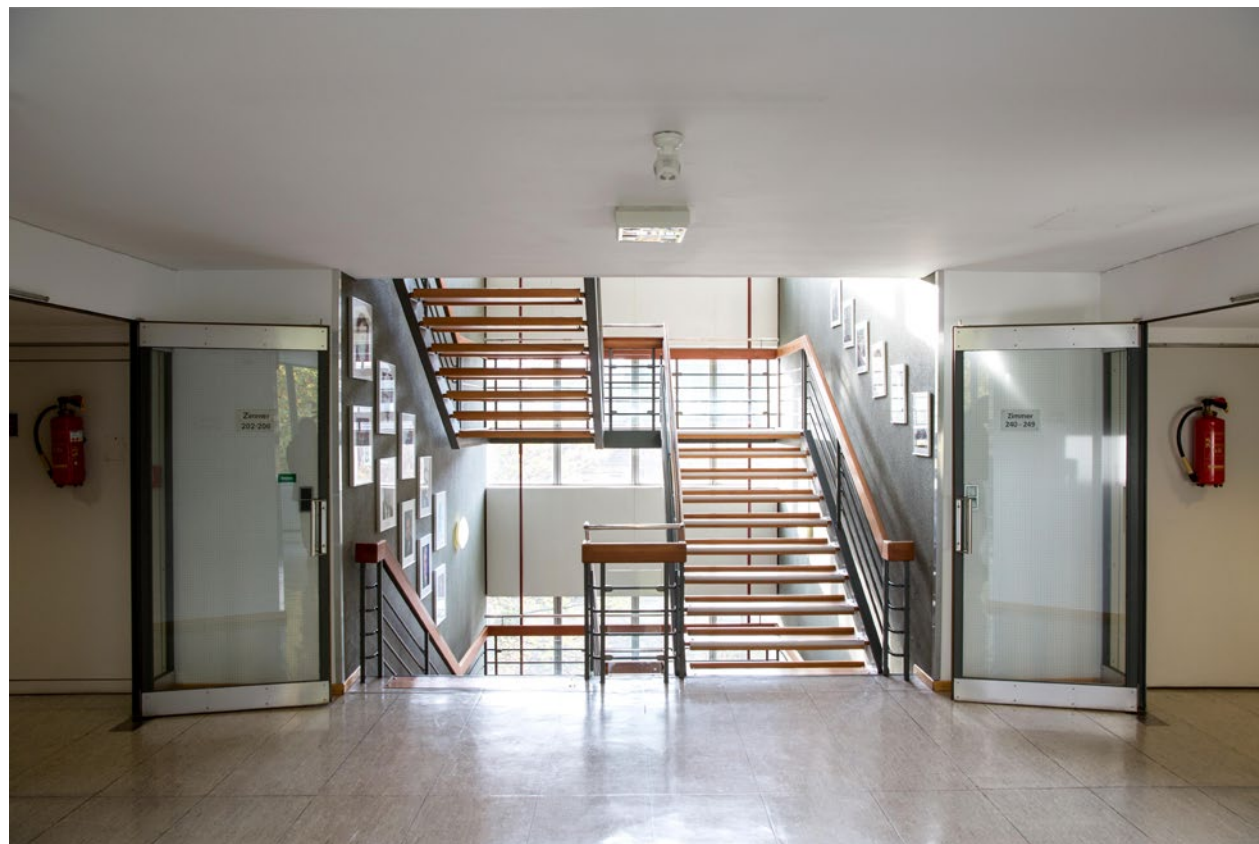


Hätte man die Nutzer besser in die Planung zur denkmalgerechten Sanierung integrieren können? Nun plant die Stadtverwaltung einen Neubau an einem anderen Standort. Das Rathaus wird ausziehen. Ob ein potentieller Käufer die Architektur überhaupt erhalten wird, ist ungewiss. Vielleicht wird die Diskussion um die Zukunft des Rathauses so emotional geführt, weil an die Frage nach dem Denkmalwert auch die Frage nach gesellschaftlichen Werten im Alltagsleben gekoppelt ist.

Der Fokus auf Normierung als Grundlage des Entwerfens bildete spätestens in den Sechzigerjahren die Voraussetzung für den Versuch, Lebensvorgänge über die Architektur bis hin zum städtebaulichen Maßstab zu kontrollieren. Die Architekten planten Erweiterungen und flexible Nutzung bestimmter Räumlichkeiten ein und erhoben dabei den Anspruch, die Zukunft möglichst genau voraussagen zu können. Auch hinter dieser Architektur steht die Absicht der „Schaffung einer neuen Welt“ (Dirk Schwieggroll zur Stalinallee). Die Perfektionierung der gesellschaftlichen Abläufe auf technische Art sollte ewiges Wirtschaftswachstum generieren. Sylvia Necker hat diese Vorgehensweise in ihrer Arbeit zu Konstanty Gutschow „technokratisch“ genannt. Die Normierung war auch ein politisches Mittel zur Rationalisierung.

In diesem Zusammenhang lohnt es sich, auf die Ideen des Bauhauses zurückzukommen. Einerseits bedeutet die industrielle Herstellung von Möbeln und Architektur eine Rationalisierung. Gleichzeitig sollte aber auch der künstlerische Aspekt der Gestaltung durch die industrielle Produktion einer breiten Masse zugänglich werden. Anspruchsvolle Gestaltung sollte zu einer neuen, besseren Gesellschaft beitragen. Die Architektur des „Bauwirtschaftsfunktionalismus“ (Heinrich Klotz), wie sie in den Sechziger- und Siebzigerjahren entstand, bezieht sich in ihrer „strukturellen Härte“ einseitig auf den Aspekt der kollektiven Rationalisierung. Am Bauhaus unterrichteten außerdem nicht nur Walter Gropius und Ludwig Mies van der Rohe, sondern auch Paul Klee und Johannes Itten. Die Lehrer vertraten unterschiedliche Ansichten, wie das gemeinsame Ziel, also die gesellschaftliche Entsprechung und Besserung durch die Kunst zu erreichen sei: entweder durch kollektiven Rationalismus oder durch individuelle Spiritualität.

Saal mit Oberlicht im Rathaus Elmshorn



Diese Seite:

Industrielle Materialien, individuelle Details – die Architekten orientierten sich an Arne Jacobsens Rathaus in Rødovre und legten Wert auf die getalterische Einheit aller Maßstäbe.

Nächste Seite:

Auch der Innenraum der Fachhochschule am Alten Markt in Potsdam wurde von den Architekten individuell gestaltet, auch dieser Bau ist inzwischen heruntergekommen.





POLITISCHE DIMENSIONEN – DIE FACHHOCHSCHULE POTSDAM

Das Interesse einer jungen kreativen Generation an der Architektur der Sechziger- und Siebzigerjahre zeigt unter anderem, dass sich diese als Hintergrund für kreative Schaffensprozesse eignet. Der scheinbare Antagonismus der modernen Avantgarde „individuelle Spiritualität“ und „kollektiver Rationalismus“ bezeichnet zwei Pole, zwischen denen sich kulturelles Leben abspielen kann. Ausgehend von einer Aussage Paul Klees, dass im Universum die Bewegung vor allem anderen kommt, formulierte Bernard Cache (ein Schüler Gilles Deleuzes) eine Architekturtheorie der Bewegung. Der Wechsel zwischen Ordnung und Chaos ist für Cache ein notwendiger Prozess gesellschaftlicher Entwicklung. Wenn das „radikale Ordnungsdenken“ (Sylvia Necker) der Expertengeneration, die die großformatige Stadtplanung und „Architektur des Gebrauchs“ bestimmt, auf das scheinbare „Chaos“ der Aneignung trifft, bedeutet dies: Das Leben geht weiter.

Inwiefern ein solcher Ansatz die Erhaltungschancen der Architektur dieser Epoche steigern könnte, illustriert das Beispiel der Fachhochschule in Potsdam (ehem. Institut für Lehrerbildung). Als Teil des seit den Sechzigerjahren geplanten und in den Siebzigerjahren umgesetzten „sozialistischen Stadtzentrums“ soll der Bau zugunsten eines älteren, historischen Stadtbildes verschwinden: Nebenan wurde 2014 das neue Landtagsgebäude in Form des rekonstruierten Stadtschlusses eröffnet. Gemeinsam mit dem in diesem Jahr eröffneten Museum Barberini ist der Ort inzwischen von einer barocken Kulisse geprägt. Als Residenzstadt der Preußischen Kurfürsten und Könige kamen in Potsdam verschiedene repräsentative Baustile zusammen: Sanssouci und die klassizistische Nikolaikirche stehen noch, Stadtschloss und Barberini wurden wiedererrichtet.

Das Stadtschloss weise in seiner „bloßen Visualität die noch stehen gebliebenen Bauwerke aus der SED-Zeit als Störfaktoren ohne weiteres Existenzrecht aus.“, schrieb der Historiker Martin Sabrow 2012 in den Potsdamer Neuesten Nachrichten. Nicht nur das Stadtschloss, sondern auch die Garnisonskirche musste einst der modernen sozialistischen Zentrumsgestaltung weichen. So würden die Folgebauten nicht als Teil

Noch in diesem Jahr soll in Potsdam das FH-Gebäude aus den Siebzigerjahren abgerissen werden.

des historischen Erbes, „sondern umgekehrt als unheilvoller Versuch der Enterbung verstanden“ und als „steinerne Tatwerkzeuge identifiziert“.

Die „behutsame Annäherung“ an das historische Stadtbild in der Potsdamer Mitte wurde in den Neunzigerjahren vorbereitet. Die Initiative „Mitteschön“ arbeitete durch wirksame visuelle Signale auf den Wiederaufbau des Stadtschlösses hin – so wurde das Fortunaportal mit Sponsorengeldern errichtet, ebenso wie Sponsorengelder auch maßgeblich zum Bau des Landtages beitragen. Das Barberini-Museum finanzierte SAP-Gründer Hasso Plattner komplett. Befürworteten nur finanzkräftige Zugezogene den Wiederaufbau des Stadtschlösses? Nein: In einer „Bürgerbefragung zum Standort eines neuen Landtags“ im November 2006 sprach sich eine deutliche Mehrheit für eben dieses Areal als Standort für den Landtagsneubau aus.



links: An die FH schließt eine Bibliothek mit ursprünglich identischer Fassadengestaltung an. Nach der Sanierung 2013 ist davon nichts mehr zu erkennen.

rechts: Die Treppenerschließung ist von außen durch Rücksprünge mit sternförmigen Sonnenschutzelementen erkennbar.

Die öffentliche Debatte um das angeblich nicht vorhandene „Existenzrecht“ der Potsdamer DDR-Architektur hatte spätestens 2009 begonnen, als sich im Zusammenhang mit dem Abriss des Haus des Reisens die Initiative METROPOLAR gründete. Mit einem Buch formulierte sie 2011 einen Appell zum Weiterdenken der Nachkriegsmoderne. 2016 – zehn Jahre nach der Bürgerbefragung zum Landtag – forderte eine Initiative den Erhalt der DDR-Bauten im Zentrum. Die Stadt lehnte das Bürgerbegehren jedoch ab. Die Frankfurter Allgemeine meint: „ein Fehler“. Die Autoren sehen trotz des schlechten baulichen Zustandes Qualitäten in dem Ensemble – gerade auch im Kontrast zu seinen neuen, alten Nachbarn: „wenn hier etwas so aussieht als ob (...) das Leben daran seine Spuren hinterlassen hätte, und als ob es nicht eben erst aus dem 3-D-Drucker gepurzelt wäre – dann ist es eben dieses Gebäude.“

Die Anlage ist mehr als eine große Geste moderner Stadtplanung, sie hat durch ihre lange Planungs- und Bauzeit an Einflüssen und Qualitäten gewonnen. Der Architekt Sepp Weber hatte bereits in den Sechzigerjahren erfolgreich an städtebaulichen Wettbewerben zur Zentrumsgestaltung teilgenommen, bevor er gemeinsam mit weiteren Architekten Anfang der Siebzigerjahre mit dem Bau von Allgemeinbibliothek und Bildungszentrum betraut wurde. Die Fassade könnte vom *Home Federal Savings and Loan*-Gebäude in Des Moines von Ludwig Mies van der Rohe inspiriert sein und geht dennoch auf den Ort ein: Lisenenartige Betonlamellen und sternförmige Sonnenschutz-elemente prägen die Fassade. Deren Farbton wird wiederum im DDR-Architekturführer „Das andere Potsdam“ (Hrsg. von Christian Klusemann) als „Potsdam-Gelb“ bezeichnet, da dieses nicht zuletzt auch das Schloss Sanssouci kennzeichne.

Kolonnaden spenden Schatten und binden das Gebäude in sein Umfeld ein: FH, Nikolaikirche und Wohnhaus umschließen den Staudenhof. Die Grünanlage war einst mit zahlreichen Kunstwerken ausgestattet und sollte der großen Geste der Sechziger bereits eine differenzierte Kleinteiligkeit entgegensetzen: ein städtischer Platz mit eindrucksvollen Wasserspielen des Künstlers Christian Roehl sowie ein privater Hof für die Anwohner mit Senkgarten und Pergola. Im Vergleich zu den weitläufigen gepflasterten Flächen rund um die Rekonstruktionen könnte hier – bei entsprechender Pflege – wieder eine grüne Oase entstehen, die Mensch und Umwelt gut täte.

Sonnenschutzelement an der FH Potsdam, entworfen von Wolfgang Merz



Mit der Forderung zum Erhalt der FH ist zugleich die Forderung nach einer Nutzungsmischung in der Innenstadt verbunden. – Dieselbe Forderung, die Kritiker der modernen Stadtplanung und gleichzeitige Verfechter der historisch gewachsenen Stadt in den Siebzigern und Achtzigern stellten. Mit dem Abriss der FH würde der letzte Hochschulstandort aus der Innenstadt verschwinden. Das nahegelegene Rechenzentrum – auch dieses soll abgerissen werden, wenn die Garnisonskirche wiedererrichtet wird – bietet zur Zeit als „Kunstundkreativhaus“ Raum für künstlerische Aktivitäten: Ateliers, Werkstätten, kreative Arbeitsplätze. Eigentlich doch eine ideale Ergänzung zum Tourismus und gute Voraussetzung für urbanes Leben in der Potsdamer Innenstadt.

Gerade wo die Architektur der Sechziger- und Siebzigerjahre erhalten und umgenutzt wird, muss sie nicht mehr als Symbol für die damalige Politik stehen. Die Fachhochschule in Potsdam demonstriert nicht mehr die Macht der SED, die preußische Vergangenheit auszulöschen – spätestens seit der Fertigstellung ihrer rekonstruierten Nachbarn. Sie kann sogar Raum für eine kritische Auseinandersetzung mit dieser Vergangenheit bieten. Durch Nutzung für Bildung und Kreativität wird sie verschiedenen Interessengruppen zugänglich und somit ein demokratischer Ort. Gerade wenn das FH-Gebäude in seiner ursprünglichen Substanz erhalten und pragmatisch in Stand gehalten würde, bliebe die Interpretation der Bedeutung dieser Architektur dem einzelnen Nutzer oder Besucher selbst überlassen.



Architektur, Fotografie, Geschichte

»Architekturen des Gebrauchs« ist ein interdisziplinäres Buchprojekt zur Nachkriegsmoderne mit sechs Geschichten von öffentlichen Gebäuden 1960+ aus beiden deutschen Staaten: Interviews mit beteiligten Architekten, historische wie aktuelle Hintergrundinformationen und Fachtexte verschiedener Disziplinen.

Damit das Buch gedruckt werden kann, benötigt es noch Unterstützer. Über ein Crowdfunding kann das Buch vorbestellt werden:

www.startnext.com/architekturen-des-gebrauchs

Hrsg.: Dina Dorothea & Christopher Falbe, Verlag M Books Weimar, ca. 220 Seiten, Gestaltung: Lauthals



KLEINTEILIGE RÄUME STATT POLITISCHER GESTE

Die Landschaftsarchitektin Hiltrud Berndt prägte jahrzehntelang die Grünraumplanung in Potsdam – ein Gebiet, das angesichts zahlreicher Parks und großer Freiflächen im Zentrum der Stadt viele Aufgaben umfasste. Nach ihrem Studium in Berlin kam sie 1972 in die Fachgruppe zur Freiflächenplanung für das Potsdamer Stadtzentrum. Nach einer Zeit als Grünplanerin beim Stadtarchitekten wechselte sie 1990 in die Stadtgartendirektion – das spätere Grünflächenamt. Als Rentnerin setzt sie sich weiterhin für qualitative Grünräume in Potsdam ein.

Der Architekt Hartwig Ebert aus dem Wohnungsbaukombinat arbeitete zusammen mit Hiltrud Berndt in den Siebzigerjahren an der Zentrumsplanung. Hartwig Ebert fühlt sich besonders für das Wohnhaus mit Apotheke und Sparkasse am Staudenhof verantwortlich.

Bank vor dem Wohnhaus am Staudenhof – die Grünanlage bietet trotz Verwahrlosung noch Aufenthaltsqualitäten

Es gab einen langen Vorlauf für die Zentrumsplanung in Potsdam – sie begann schon 1960, es folgten verschiedene Wettbewerbe. Welche konkreten Überlegungen standen hinter der Standortwahl für das Institut für Lehrerbildung?

Ebert: Potsdam war eine der letzten Städte der DDR, die ein Zentrum bekommen sollte. Leipzig, Chemnitz und andere Städte waren schon fertig. Hier in Potsdam war jedoch nichts, das Zentrum lag brach. Zuerst kam das Hotel, dann sollte hier ein Bildungszentrum entstehen – da wollte man einiges unterbringen: Urania, die Volkshochschule...

Berndt: Man hat sich für diesen Standort vieles ausgemalt. Neben einem Theater sollten ursprünglich noch ein Kino und eine Stadthalle kommen. Der Theaterbau, dessen Fertigstellung letztendlich bis zur 1000-Jahr-Feier 1993 angesetzt war, wurde 1990 gestoppt und als Rohbau abgerissen.

Ebert: Als nun das Bildungszentrum fertig projiziert war, stellte man fest, dass man es mit einem Konsortium von Habenichtsen zu tun hatte – keiner der vorgesehenen Nutzer hatte Geld. Als dann das Institut für Lehrerbildung abbrannte, bot sich das Gebäude im Stadtzentrum als neuer Standort für diese Institution an.

1968 wurde der Bebauungsplan für die Zentrumsplanung unter Mitwirkung der Bauakademie im Politbüro beschlossen. Wie muss man sich die Umsetzung zwischen zentralen Planungsorganen und den regionalen Kollektiven vorstellen?

Ebert: Man hatte also einen Nutzer für das geplante Gebäude gefunden. Dann wurde überlegt: Wer baut das jetzt? Alle Planungen wurde von einer Plankommission koordiniert. Die haben geguckt: Welche Betriebe gibt es hier? Wer hat ausreichend Kapazitäten? Es war ganz schwierig, für ein Gebäude dieser Größe einen Baubetrieb zu finden. Es gab in der Region nur das Wohnungsbaukombinat und das Bau- und Montagekombinat Ost, kurz BMK. Das BMK wurde zentral von der Plankommission im Ministerium geplant und das war der einzige Betrieb, der in der Lage war, dieses Gebäude zu bauen. Das BMK hatte eine feste Bauweise: eine Stützen-Riegel-Konstruktion, vor die von außen Platten montiert wurden. Das Ergebnis hätte genauso ausgesehen wie deren Industriebauten: Platten und Fensterbänder – wie das Verwal-

tungsgebäude eines Industriebetriebes. Etwas anderes hatten sie nicht im Programm! Alles, was nicht in deren Bauelemente passte, wurde abgelehnt. Die Partei sagte aber: das Gebäude muss „unverwechselbar“ und diesem historischen Ort angemessen sein.

Man hat damals im Grunde die gleichen Begriffe verwendet wie heute. Aber man hatte ja keine Mittel zur Umsetzung. Unser Chefarchitekt hat dann überlegt: Was können wir aus dem Gebäude an diesem Standort machen? So entstanden die Betonlisenen und die Rücksprünge in der Fassade. Das, was jetzt hier steht, ist das Äußerste, was dieser Betrieb und, ich sage mal: was die damalige DDR hingekriegt hat. In Berlin gab es natürlich Spezialbetriebe, die mit monolithischem Beton gebaut haben. Aber Potsdam war damals bedeutungslos.

Welche Rolle spielte Sepp Weber in der Zentrumsgestaltung?

Ebert: Er war der Chef. Heute würde man ihn vielleicht als Projektleiter bezeichnen. Er ist mit einem von ihm ausgesuchten Team aus dem Landbauprojekt / Hochbauprojektierung – was damals ein großer volkseigener Betrieb war – ausgestiegen und hat die Gruppe zur Gestaltung des Stadtzentrums geleitet. Anfangs saßen sie im Stadthaus in einem kleinen Nebenraum, später sind sie in die Bertinistraße gezogen. Zu dieser Zeit bin ich zur Gruppe hinzugestoßen – vorher war ich bei VEB Baureparaturen in der Projektierungsabteilung.

Später hatten wir unsere Büros in vier schönen Baracken in der Kastanienallee, wo sich jetzt Kaufland befindet. Die wichtigste Aufgabe war zunächst das Hotel, damit war die Gruppe lange beschäftigt. Dann hat irgendjemand beschlossen, diese separate Planungsgruppe aufzulösen und in das Wohnungsbaukombinat zu integrieren. Da waren wir natürlich enttäuscht, denn nun war unsere Hauptaufgabe nicht mehr das Stadtzentrum, sondern wir hatten große Wohnungsbauprojekte zu verantworten. Sepp Weber hatte einen schweren Stand, denn er musste unsere Arbeit gegenüber dem Stadtarchitekten kommunizieren. Das zehrte an seinem Gemütszustand und seinem Gewissen als Architekt. Er kam aus Weißensee von der Kunsthochschule.

Berndt: Sepp Weber war verbittert. Er hatte damals bei dem Bauhausschüler Selman Selmanagić studiert!

Sepp Weber hätte also gerne künstlerischer gearbeitet?

Ebert: Aus dieser Zeit gibt es einen Entwurf von ihm für diesen Standort, der mich damals beeindruckt hat. Er nahm das Thema aneinandergereihter giebelständiger Gebäude auf – in Anlehnung an das Holländische Viertel.

Berndt: Diesen Entwurf habe ich nie gesehen, das muss vor meiner Zeit gewesen sein. Vermutlich wurde er auch nicht archiviert. Noch vor wenigen Jahren habe ich im Archiv in der Waldstadt im Keller noch viele Dokumente aus dieser Zeit gefunden. Dieses Material ist inzwischen kommentarlos und unwiederbringlich verschwunden. Was da alles untergegangen ist!

Ebert: Es wäre heute interessant zu sehen, wie das Zentrum auch hätte aussehen können. Sepp Weber hatte diese Ideen und musste sich dann mit einem Industriebetrieb herumschlagen, um das hier herzustellen! Er stand nie richtig dahinter. Aber das Ergebnis ist doch gelungen. Die Inneneinrichtung war individuell und wurde von Herrn Töpfer gestaltet. Der Kreis Töpfer, Lietz, Merz – die hätten auch etwas Schöneres machen können, wenn sie gedurft hätten.

Mit diesem Ensemble und insbesondere mit dem Staudenhof sind öffentliche Räume mit vielseitigen Aufenthaltsqualitäten entstanden. Wie kam es zu dieser Gestaltung?

Ebert: Der Staudenhof sollte eigentlich ganz anders werden: Die Belieferung der Geschäfte im Erdgeschoss des Instituts für Lehrerbildung sollte von unten erfolgen. Darüber hätte es eine begrünte Platte gegeben, die über eine große Freitreppe zu erreichen gewesen wäre. Die Partei hat gesagt: Die Kosten müssen gesenkt werden! Deshalb entstand dort das große Loch.

Berndt: Die Anlieferung alleine hätte diese Entscheidung nicht gerechtfertigt. Das Untergeschoss war ursprünglich als Schutzbauwerk, als Bunker geplant. Man hätte tiefer bauen müssen, damit die hohen Fahrzeuge zur Anlieferung unter die Abdeckung gepasst hätten. Man wollte sich den Aufwand einer weißen Wanne sparen – also musste man die Anlieferung oben offen lassen.



Sparsmaßnahmen begründeten das "Loch" für die Anlieferung – die Architekten versuchten das Beste daraus zu machen

Ich habe den Staudenhof mit Frau Stein übernommen, als das Ensemble bereits im Bau war. Wäre alles unterkellert gewesen, hätte man nur das pflanzen können, was in Hochbeeten wächst – daher der Name Staudenhof. Ich habe versucht, aus der Not eine Tugend zu machen. Die ursprünglich geplante, 40 Meter breite Freitreppe wäre gegen das Loch beziehungsweise die Mauer gelaufen. Dieser Pathos wäre völlig unverständlich gewesen. Deshalb habe ich die Treppe durch einen Baublock auf einer Rampe aus Erdbreich unterteilt. Im Wohnhof habe ich eine Abstufung wie einen Senkgarten gebaut. Der ursprüngliche Entwurf auf dem Deckel war nach meinem Empfinden zu langweilig. Es war eine riesige Fläche mit Quadraten, in denen Stauden wuchsen.

Sie waren also nicht immer einverstanden mit den Planungen Ihrer Kollegen?

Ebert: Der Entwurf entsprach dem örtlichen politischen Willen dieser Zeit, also mit „eindrucksvoll“ überdimensionierten Freiräumen.

Berndt: Das war nicht nur in Potsdam so! Wenn man sich die Entwürfe für die anderen Stadtzentren ansieht, war das alles zu großzügig. Die Rückbesinnung auf das Kleinteilige kam viel später. Die große Geste ist auch hier in Potsdam geblieben, aber dadurch, dass wir uns an die Gegebenheiten anpassen mussten, ist der Entwurf lebendiger und menschlicher geworden. Das Loch habe ich durch verschieden hohe Mauern und unterschiedliche Raumqualitäten darum herum kaschiert. So entstand eine Zweiteilung: Der Bereich zwischen der Nikolaikirche und dem Institut war durch die Wasserharfe des Künstlers Christian Röhl geprägt. Ich habe ein Modell mit der Kirche in Papier gebaut und Varianten für das Thema der Wasserwand entwickelt. Es sollte ein städtischer Platz werden, der von den Studenten als Pausenhof genutzt wird. Dahinter sollte ein abgestufter Garten entstehen, indem sich die Bewohner individuell aufhalten konnten. Die Pergola nimmt das Thema der Lisenen auf.

Waren Sie mit dem Ergebnis zufrieden? Haben sich Ihre Ziele erfüllt?

Berndt: Was nicht geklappt hat, ist die Durchlässigkeit zur Straße. Die Geschäfte im Erdgeschoss hatten durch die Anlieferung auch einen größeren Höhengsprung im Inneren, es entstand eine Galerie. Die Läden sollten von beiden Seiten begehbar sein, was aber von den Inhabern aus Sicherheitsgründen nie so praktiziert wurde. Es gab damals noch keine elektronische Diebstahlsicherung. Exquisit zum Beispiel, das war damals ein Nobel-Geschäft zu überhöhten Ostpreisen. Ich habe noch ein paar Elemente, die ich mir damals dort geleistet habe. Da war die Versuchung zum Diebstahl vielleicht schon da. Die Vernetzung kam also nicht zustande. Wer einkaufen wollte, ging unten lang. Die Fußläufigkeit durch die ganze Stadt war ein wichtiges Anliegen des Entwurfs.

Ebert: Die Absicht, eine intensive Fußläufigkeit zu erreichen, war löblich, aber verwirklichte sich nicht. Es sei denn, die dort befindlichen Geschäfte boten besondere Waren an und wurden zum Ziel von interessierten Fußgängern.

Berndt: Durch die Grenze wurde der Bahnhof kaum genutzt. Das Konzept wäre aufgegangen, wenn alles Gute und Schöne, was hier hin sollte – zum Beispiel das Theater – auch gebaut worden wäre. Aber da war dann die Luft raus, Berlin hat den Hahn zugekehrt. Zwar war mit Blut und Tränen das Schloss weg, aber stattdessen nur leerer Raum. Die damalige Oberbürgermeisterin hatte erkannt, dass in den nächsten Jahren wohl keine Geldwolke mehr kommen würde und gab eine aufwendige Freiflächengestaltung in Auftrag. Aber man kann eine riesige Freifläche nur bedingt mit Grün zum Leben erwecken. Allgemein sollten Architekten überdenken, wie sie sich Urbanität vorstellen. Der Bürger, der immerzu die Straßen bevölkert, ist eine Idealvorstellung. Wer hier wohnt, sitzt abends genauso vor dem Fernseher wie anderswo auch. Studenten würden vielleicht Leben in die Stadt bringen, aber die können sich den Wohnraum im Zentrum kaum mehr leisten.

Das Wohnhaus gegenüber der heutigen Fachhochschule ist ein wichtiger Teil des Ensembles. Sie, Herr Ebert, waren daran beteiligt?

Ebert: Die Wohnbebauung am Staudenhof hat ebenfalls das Wohnungsbaukombinat realisiert. Für diese Gebäude haben wir viel Ärger im Betrieb bekommen. Nach Meinung des Betriebes war unser Entwurf zu kompliziert und kaum zu montieren. In der Betriebszeitung hieß es sinngemäß: Die spinnerten Architekten, die sich das ausgedacht haben. Ich hätte beinahe ein Disziplinarverfahren bekommen. Normalerweise bestand zum Beispiel die Balkonbrüstung aus einer Platte, Blumenkasten dran, fertig. Weil es anders aussehen sollte, habe ich die Brüstung aus drei Elementen zusammengesetzt. Ergebnis: Ich musste beim Kombinatdirektor antanzen. Er sagte, ich hätte ihn in den Ruin getrieben. Wir haben uns damals so viel Mühe gegeben, und heute sieht das keiner. Die Substanz ist in Ordnung, sie müsste nur gepflegt werden. Wenn das Haus gestrichen würde, wäre es eine Augenweide!

Was sagen Sie, wenn Sie jemand fragt, ob Sie gegen den Abriss sind?

Ebert: Was soll ich da sagen?

Berndt: Natürlich hängen wir daran! Dieses Ensemble ist für uns wie ein Kind, das wir unter Geburtsschmerzen auf die Welt gebracht haben. Jeder hat versucht, entsprechend der Möglichkeiten gute Arbeit zu machen. Wenn man die Gebäude erhalten wollte, könnte man Architekten beauftragen, die würden sprühen vor Ideen, was man damit machen kann! Das Rechenzentrum bietet zur Zeit Raum für kreative Projekte – da besteht immer Bedarf. Wenn aber seit Jahren im Raum steht, dass etwas abgerissen werden soll – sowohl das IfL als auch das Rechenzentrum – dann investiert dort niemand mehr.

Glauben Sie, dass ein Bürgerbegehren zum Erhalt erfolgreich wäre?

Berndt: Aus den Diskussionen der vergangenen Jahre habe ich gelernt, dass für den Bürger städtebauliche und landschaftsplanerische Aspekte leider nachrangig sind. Er wird aber zum Berserker, wenn man ihm etwas wegnehmen will, was er vom Inhalt her schätzt: Wenn dort eine Schwimmhalle steht oder eine Bibliothek, ist es wichtiger, den Standort zu erhalten als die Architektur.

In direkter Nachbarschaft zum rekonstruierten Schloss: Die FH Potsdam bietet noch immer Aufenthaltsqualitäten. Das Mercure-Hotel im Hintergrund soll nun als einziger DDR-Bau in der Innenstadt erhalten werden.



_Elektro

Ferraris-Zähler
Gateway
Hutschiene
OSI-Modell
Smart Meter
Totmannschaltung

... noch Fragen?

Baunetz_Wissen_

sponsored by **JUNG**



20 JAHRE BILBAO-EFFEKT

Man glaubt es kaum, aber es sind schon 20 Jahre vergangen, seit in Bilbao Frank O. Gehrys Guggenheim Museum eröffnet wurde. Ein echter Coup der Lokalpolitik, der sich völlig zu Recht als Bilbao-Effekt in die Feuilletons und Handbücher der Stadtentwicklung eingeschrieben hat. Der Schweizer Fotograf Roger Wehrli hat den Wandel von der maroden Industriestadt zum internationalen Kulturstandort von 1988 bis 2014 fotografisch dokumentiert – ganz klassisch in Schwarz-Weiß. Seine Bilder sind nun in Buchform im Zürcher Verlag Scheidegger & Spiess erschienen. *gh // Roger Wehrli, Bilbao. Fotografien seit 1988, Zürich 2017 // www.scheidegger-spiess.com*